

Die Auswahl von Grundlagentexten ist eine zweifelhafte Angelegenheit und hat sich kanonkritischen Fragen zu stellen. Während Max Weber in stadtsoziologischen Kontexten selten zitiert wird, rezipieren insbesondere Forschungen zu Lebensstilen die Werke von Georg Simmel. Walter Benjamin halten viele für zu sperrig, um für eine anwendungsrelevante Forschung benutzt zu werden. Eine marxistische Stadtsoziologie, in diesem Band durch das Werk von Henri Lefèbvre präsentiert, gilt ob seines Namensgebers schon per se als verpönt. Und gegen die »Chicago School«, Dreh- und Angelpunkt vieler Theorieansätze, lässt sich schließlich einbringen, dass sie ein sozialökologisches Menschenbild in ihrer Forschung mitliefert, das deren Arbeiten insgesamt diskreditiere.

Im Folgenden werden diese Einwände gegen die rezipierten Texte und Autoren nicht weiter beachtet, sondern nur an dieser Stelle vorab als generelle Warnung dem Leser mitgegeben. Der Autor ist der Meinung, dass sich ein neues Lesen der hier vorgestellten fünf klassischen Positionen lohnt, weil mit ihnen Akzente der Stadtsoziologie deutlich werden, die bis heute relevante Aspekte urbaner Gesellschaften thematisieren. Es sind also letztlich mehr die Themen und Fragen, denen nachgegangen wird, als dass den Positionen zwanghaft eine Aktualisierung angedeihen soll. Die Autorität der vorgeschlagenen Referenzautoren für die Stadtsoziologie wird dabei kritisch als eine konstruierte, aber dennoch zu rechtfertigende vorausgesetzt. Sie dient der Hinführung zu Themenkomplexen und theoretischen Ansätzen, die zusammen das Themenfeld »Stadtsoziologie« so unübersichtlich, schwierig und attraktiv machen wie die Stadt selbst.

MAX WEBER (1864-1920)

Nicht wenigen heutigen Stadtsoziologen ist die »Amerikanisierung« unserer Städte ein Anliegen. Topos unzähliger Talkshows, aber auch wissenschaftlicher Debatten, ist die Frage, ob es einen Verlust der städtischen Kultur und Demokratie gebe (vgl. Scaglia

2001: 49), wenn »McDonalds«, »Walmart« und andere weltweit operierende Franchise-Unternehmen, zumeist nach US-amerikanischen Muster, »unsere« Innenstädte einnehmen. Die europäische Stadt wird als Kontrapunkt beschworen, der Verlust einer tradierten Stadtkultur wird als eine neue Phase der Stadtentwicklung verstanden (vgl. Häußermann/Siebel 1987).

Mit Max Webers unvollendet gebliebenem Text »Die Stadt« (Weber 2000) werden Rückgriffe ermöglicht auf die Vorstellungen darüber, was die europäische Stadt in ihrem Kern kennzeichnet. Im Rahmen seiner universalgeschichtlichen Kulturvergleiche bezieht Weber auf dem Hintergrund der rasanten Stadtentwicklung am Beginn des 20. Jahrhunderts eine Vergleichsperspektive, bei der vor allem die asiatischen und orientalischen Städte als Gegenbild zu denen Europas herangezogen werden. Hierbei fällt ihm vor allem die fehlende Autonomie in den Städten Chinas, Indiens und Japans auf. Diese konnte sich dort aus verschiedenen Gründen nicht entwickeln, sehr wohl aber in Europa eine eigene Gestalt annehmen. Weber geht hierbei über die formale Selbstständigkeit der europäischen Städte hinaus und betrachtet die gesellschaftliche Substanz urbaner Gesellschaften. Zentrale Kategorie für die Analyse der Entwicklung der europäischen Städte ist für ihn die »Verbrüderung«. Dieser Begriff ist mit Bezug auf die christliche Lehre bewusst ausgewählt worden, da die von Petrus geschilderte Tischgemeinschaft für Weber eine Institutionalisierung von Kontakten zwischen nicht-sippengebundenen Menschen ermöglicht: »Ohne Kommensalität, christlich gesprochen: ohne gemeinsames Abendmahl, sind gar eine Eidbrüderschaft und ein mittelalterliches Stadtbürgertum gar nicht möglich« (Weber 2001, I/20: 96).

Ohne den grundlegenden Vergesellschaftungsakt der Verbrüderung konnten keine städtischen *conjuraciones* entstehen, in denen sich die Bürger einer Stadt ein gemeinsames Stadtbürgerrecht zuerkannten und sich ihm verpflichteten. Damit hat eine usurpatorische Handlung gegen die antike Auffassung des herrschaftlichen Synoikismus stattgefunden. Die Bürgerschaft etablierte sich als Träger der städtischen Geschehnisse. Mit diesem Wandel – der Text »Die Stadt« sollte wahrscheinlich in das Hauptwerk Webers »Wirtschaft und Gesellschaft« eingefügt wer-

den – veränderte sich die ökonomische Grundlage der mittelalterlichen gegenüber der antiken Stadt. Dies hat in erster Linie mit einer relativierten Rolle der Agrargesellschaft des Mittelalters zu tun, dem auch die städtischen Eliten in ihrer Werthaltung Tribut zollten. Sie mussten nun breiteren Schichten eine Teilhabe an den städtischen Errungenschaften ermöglichen. Nicht mehr die antike Wehrbarkeit begründete das Bürgerrecht, sondern die Bedeutung des Einzelnen für die Stadtökonomie in Friedenszeiten. Somit wurde die bürgerliche Partizipation mit der Teilhabe an einem rationalen Wirtschaftsbetrieb verknüpft.

Obwohl Weber ausdrücklich vor einer an Entwicklungsstadien orientierten Stadtypologie warnt und die Wirklichkeit der meisten Städte als »Mischtypen« kennzeichnet, ist doch seine ursprüngliche Intention, geschichtliche Entwicklungen in einen Zusammenhang mit sozialen Vorgängen zu stellen, auch in »Die Stadt« erkennbar. Die europäische Stadt hat sich gemäß den Gegebenheiten durch Zünfte, Gilden und Gründungsakte konstituiert und eine soziale Schicht, das Bürgertum, herausgebildet, die als Träger urbaner Lebensweisen und politischer wie ökonomischer Vorstellungen fungierte. Dieser Grundgedanke Webers wird nur auf dem Hintergrund seiner Rationalisierungstheorie verständlich (vgl. Chon 1985). Die okzidentale Stadt lässt sich kennzeichnen als Produkt eines Rationalisierungsprozesses in Form eines »anstaltsmäßig vergesellschafteten, mit besonderen und charakteristischen Organen ausgestatteten Verbandes von Bürgern« (Weber 2001, I: 743).

Im Lichte der heute zugänglichen Quellen und der neueren historischen Forschungen ist das Weber'sche Erbe allerdings fragwürdig geworden (vgl. Meier 1994). Die antike Stadt war bei weitem rationaler gestaltet. Es galten die Anstaltsverbände in Rom und Athen mehr als die persönlichen Kontakte. Das antike Stadtsystem hat mehr auf Akzeptanz als auf politischer Teilhabe beruht. Deshalb ergibt sich auch keine eigentliche Bruchstelle zur mediävalen Urbanität. Zweifel gelten hier an der Weber'schen Konzeption der christlich gefärbten »Verbrüderungen«, die zu den stadtgründerischen *conjuraciones* geführt haben sollen. Auch die Überbetonung des spätmittelalterlichen Gesinnungswandels für die Entstehung der kapitalistischen Gesellschaft lässt sich als

Manko anführen. Wenig Augenmerk richtet Weber ebenfalls auf die Bedeutung der mittelalterlichen Kriege. Er unterschätzt ihren Einfluss und gibt konsequenterweise der Stadtentwicklung in Friedenszeiten ein übermäßiges Gewicht. Bezüglich der nicht-okzidental Städte kann zwar tatsächlich ein Fehlen der bürgerlichen »Anstalten« nachgewiesen werden. Mit dieser Negativfolie erklärt sich die Entwicklung urbanen Lebens außerhalb Europas allerdings noch nicht (vgl. Bruhns/Nippel 2000).

Will man nicht generell auf eine Typologie von Städten verzichten, so bereitet eine historisch unterfütterte Konzeption einer wie auch immer zu umschreibenden »Europäischen Stadt« größte Schwierigkeiten. Somit stellt Webers elaborierter Ansatz in erster Linie kein »essenzialistisches« Vorhaben dar, bei dem es um die Zuerkennung einer Charaktereigenschaft für die besondere Form der Städte Europas geht. Vielmehr hat sein Idealtypus der okzidental Stadt verdeutlichen können, in welcher Weise Akteure des städtischen Lebens zu einem Wertekanon von Urbanität beitragen. Dass er hierbei in vieler Hinsicht sein empirisches Material in einer – zumindest vom heutigen Standpunkt aus gesehen – nicht verträglichen Weise verallgemeinern musste, kann ihm nicht angelastet werden.

Weber hat der Stadtsoziologie zwei grundlegende Forschungsstrategien aufgegeben: *Erstens* ist städtisches Leben nur aufgrund einer geschichtlichen Entwicklungsanalyse zu verstehen, wobei es nicht um eine deskriptive Einzelfallschilderung gehen kann. *Zweitens* sind Städte vielmehr vergleichend auf der Grundlage von analytischen Begriffen zu untersuchen, wobei die Kategorien von Weber (Herrschaft, Legitimität und Rationalität) noch keineswegs *ad acta* zu legen sind (vgl. Le Galès 2002).

GEORG SIMMEL (1858-1918)

Kann Webers Anliegen so verstanden werden, dass er die Vorgeschichte der typisch europäischen Stadtentwicklung erklären möchte, so wird mit Georg Simmel die Innenperspektive der modernen Großstadt auf der Mikroebene thematisiert. Hierbei geht es Simmel weniger um den harmonischen Part des städtischen

Zusammenlebens, sondern vielmehr um die Schwierigkeit, an der Reizflut des städtischen Lebens nicht verrückt zu werden.

Simmel, der seine alltäglichen Spaziergänge in der pulsierenden Metropole Berlins zum Ende des 19. Jahrhunderts unternahm, kannte aus eigener Anschauung den von ihm zugesprochenen Effekt, den das Großstadtleben auf die gesellschaftliche Konstruktion des Geisteslebens hat. Für ihn ist das Wichtigste, dass der Einzelne mit einer außergewöhnlichen Erlebnisvielfalt konfrontiert wird. Dadurch werde das »Nervenleben« angeregt, aber es entstehe auch eine Neurasthenie, die sich in unorientierter Sehnsucht und wirrer Halt- und Rastlosigkeit niederschlage (Simmel 1995: 116ff.). Der Mensch ist nicht mehr in Schopenhauers »Wildschwein-Dilemma« – Nähe und Wärme suchen, ohne gestochen zu werden – eingebunden, sondern muss sich durch eine Blasiertheit gegen die Hyperästhesie schützen. Diese Großstadtneurosen führen dazu, dass sich die Distanzierungsbemühungen räumlich abbilden: Soweit sie beispielsweise durch den Geruchssinn verursacht sind, komme es zu Konzentrationen bestimmter sozialer Gruppen in der Stadt – problematisch hier die von Simmel angeführten Beispiele wie die »Neger« in Amerika und die Juden in Europa –, womit die Störung durch den fremden Geruch verhindert werde. Gleichzeitig betont Simmel, dass gegen die gesellschaftliche Nivellierung durch die räumliche Architektur der Großstadt ein überzogener Subjektivismus entstehe, welcher der Persönlichkeit keine Chance gegenüber den Formungen des Gemeinschaftslebens lässt. Simmels Betonung des Fragmentarischen als Charakteristikum urbanen Lebens eignet sich als Blaupause für die Analyse der modernen Gesellschaft insgesamt (vgl. Frisby 1989). Das Beziehungsgeflecht zwischen multipler Raumaneignung und Wahrnehmung konstituiert die *Wechselwirkungen* zwischen den Individuen.

Individuelle Erkenntnisweisen durch Sinnesüberreizung stellen für Simmel ein soziologisches Apriori der modernen ausdifferenzierten Gesellschaft dar. Das Labyrinth, Synonym für Gesellschaft und Großstadt gleichermaßen, ist ästhetisch erfahrbare. Die durch blasierte Selektivität entstandene Fragmentalität wird so wieder aufgehoben (vgl. Böhrringer 1995: 182). Persönliche Erfahrung und die soziologische Erkenntnis von Gesellschaft stellen

sich gegen die Homogenisierung der Erlebnisqualitäten der modernen Produktionsweisen. Diese organisieren sich als Routine, erzeugen Entfremdung und verdinglichen die subjektive Erfahrung, zu der die großstädtische Nervosität ihre Zuflucht sucht. Anhand von Beobachtungsanalysen, etwa über die Stilisierung der Wohnungseinrichtung oder die Massenproduktion von Modekleidung, erläutert Simmel die Beziehung zwischen individueller Erfahrung und gesellschaftlicher Entäußerung des Subjekts: »Für das neuzeitliche Leben mit seiner individualistischen Zersplitterung ist dieses Homogenitätsmoment der Mode besonders bedeutsam [...]. Je nervöser ein Zeitalter ist, desto rascher werden seine Moden wechseln, weil das Bedürfnis nach Unterschiedsreizen, einer der wesentlichen Träger aller Mode, mit der Erschlaffung der Nervenenergien Hand in Hand geht« (Simmel 1999: 39).

Psychologisch werden die Beziehungen zwischen den Sinnesindrücken und den Handlungsweisen des Einzelnen von Simmel nicht nur auf das Individuum bezogen. Für ihn gelten sie vielmehr als Realität des objektiven Geistes, der formvermittelt physisch wie psychisch sichtbar wird. Die Persönlichkeit und die Geselligkeit bieten Refugien für die Aufrechterhaltung der Wahrnehmungspotenziale in einer auf Zirkularität und Monetarisierung beruhenden Wirtschaftsmoderne. Individualität ist in erkenntnistheoretischer Hinsicht der Ausgangspunkt für einen Bewusstseinssträger, der in die sozialen Apriori der Gesellschaft eingebunden ist (vgl. Ebers 1995). Der einzelne Mensch besteht nicht in einer Reinform, authentisch in seiner Ursprünglichkeit, sondern ist vielmehr auf die Gesellschaft in seiner Masse angewiesen. In Befolgung des individuellen Gesetzes, der eigenen Normen und Werte entwickelt sich hingegen die individuelle Persönlichkeit (vgl. Mahlmann 1983).

Bedeutung hat Simmels Ansatz vor allem in den 1990er Jahren gewonnen, als städtische Lebensstile in der Stadtsoziologie Aufmerksamkeit fanden (vgl. Rémy 1997). Simmel hat keinen eindeutigen Begriff des »Lebensstils« erarbeitet, dennoch sind seine Überlegungen nach wie vor wertvoll für die Thematisierung der pluralisierten Lebenswelten der heutigen Städte. Direktheit und unmittelbares Erkennen lassen nach Simmel das soziale Le-

ben sinnlich erfahrbar werden. Dabei vollzieht sich das geistige Erkennen über die sinnliche Erfahrung zum sozialen Erleben: Erleben wird durch das Erkennen und Erfahren gebildet (vgl. Simmel 1999, XIII: 149). Das Erleben stellt dabei die direkte Form und den Inhalt des Erkennens dar. Im Erleben liegt eine geringere Reflexionsintensität und Distanziertheit zum Leben: »Es ist der Ausdruck für unser ganz primäres Weltverhältnis, mit ihm fängt also, absolut genommen, auch die Erkenntnis an« (ebd.: 150). Jegliches Erleben ist in diesem Sinne in einer Erfassung durch Interpretationen eingebettet. Simmel thematisiert mit seinem Erlebnisbegriff auch jene in der verstandesgeleiteten Erkenntnis unterdrückte Gefühlsseite der Wahrnehmung (vgl. Schumann 1987). Aus den Wechselwirkungen entwickeln sich »soziale Gefühle«, die das Erleben organisieren (vgl. Simmel 1983). In der Liebe als der extremsten Form der zwischen Fremden in der Stadt möglichen Wechselwirkung verschmelzen die Perspektiven, realisiert sich das so genannte dritte soziologische Apriori durch eine Verinnerlichung der Ich-Du-Bilder. Die Trennung von Erleben und Handeln wird also zugunsten einer Erkenntnisstrategie für das Zwischenmenschliche des Alltags aufgehoben. Für die Stadtsoziologie liefert Simmel damit ein »soziologisches Röntgenbild der inneren Urbanisierung« (L. Müller 1988: 32).

WALTER BENJAMIN (1892-1940)

»Sich in einer Stadt nicht zurechtzufinden heißt nicht viel. In einer Stadt sich aber zu verirren, wie man in einem Walde sich verirrt, braucht Schule« (Klappentext zu Benjamin »Berliner Kindheit«, 1987).

Moskau, Berlin, Paris und viele andere Städte hat Walter Benjamin besucht, erlebt und beschrieben. Durch welche Schule ist er dabei gegangen und welche hat er uns anzubieten? Ganz offensichtlich nähert sich Benjamin städtischem Leben auf eine wissenschaftlich unkonventionelle Art und Weise. Seine Methodik bemüht sich um die Einbeziehung jener Aspekte des Urbanen,

die sich weder hinreichend mit Stadtplänen noch Statistiken erfassen lassen. Benjamin ist aus diesem Grunde im Wissenschaftsbetrieb gescheitert und hat kein kohärentes Werk hinterlassen, wohl aber einen anspruchsvollen Bezug zu jenen unsichtbaren Fäden städtischer Gesellschaft, die sich in der Beziehung von Menschen zu ihrer auch architektonischen Umwelt auffinden lassen. Die Unterwelt des Sichtbaren soll freigelegt und erkennbar werden.

Für Benjamin wird der Raum durch die Zerstückelung der Wahrnehmung – »chockhaft« im Rausch, der Traumwelt und Erinnerung – anschaubar. Als Forscher »profanisiert« (M. Cohen 1995) Benjamin seine Wahrnehmungsstrategien, grenzt sich als Leser, Denker, Wartender und Flaneur vom Opiumsüchtigen ab. Somit werden »Gebiete urbar gemacht, auf denen bisher nur der Wahnsinn wuchert« (Benjamin 1971, V: 570f.). Mit Großaufnahmen, Zeitlupen, Stopptrick und Montagen kann die Unsichtbarkeit der städtischen Wirklichkeit erkundet werden. Für Benjamin ist die Erinnerung an die unsinnliche Erfahrung ein Verlust, den die Moderne erleidet. Erinnerung vollzieht sich als eine gegenwartsbezogene Wirklichkeitswahrnehmung. Trotz eines betont poetischen Verfahrens setzt Benjamin die Wiederbelebung der Erinnerung gegen das Proust'sche Beschreiben der *mémoire involontaire* (vgl. Teschke 2000). Das Hervorrufen von Erinnerung ist ein bewusst steuerbarer Prozess. Hierbei ist die Stadt der Erinnerung mnemonisch hilfreich. Organisiert wird der Erinnerungsprozess über das Evozieren von Bildern anhand von erinnerungstragenden Gegenständen. Es ist ein originär visueller und visionärer Vorgang. Erinnerung ist eine rettende Kritik, die vor allem die »Tradition der Unterdrückten« (Benjamin 1971, I: 697) zum Inhalt hat. Benjamin untersucht jene Orte, die sich als Archive der unsinnlichen Korrespondenzen ausmachen lassen. Dort brechen sich die Bilder des Glücks durch die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse, da die »chockhafte« Wahrnehmung mit der Beschleunigung des Sehens in Fabriken und städtischen Lebenswelten korrespondiert.

In den Pariser Passagen gibt sich Benjamin auf die Suche nach den »geschichtlichen Variablen der menschlichen Wahrnehmung« (ebd., III: 525). Das »Passagen-Werk« wird erkennt-

nisttheoretisch anspruchsvoll als eine »Erbschaft des Surrealismus« ausgewiesen. Es soll rekonstruiert werden, in welcher Weise die Gesellschaft sich in ihren Eigenbildern selbst versteht und erträumt. Paris stellt einen Mikrokosmos oder parabelhaft eine »Monade« der Moderne dar. Räumliche Gestaltung, die von ihr vorgeprägten Wahrnehmungsmöglichkeiten und die soziale Transformation des Wahrnehmenden zum Konsumenten sollen miteinander in Verbindung gebracht werden: Traumbilder der Architektur entstehen in einem historisch-gesellschaftlichen Kontext (vgl. Menninghaus 1986).

Als Schlüsselement der Analyse bietet sich die Auseinandersetzung mit der Repräsentation der Ware an. Die von Karl Marx (1818-1883) bereits geleistete Konzeption der *Fetischisierung der Waren* im kapitalistischen Wirtschaftssystem gibt dem Ausstellungsprozess von Verkaufsgegenständen in den Passagen ihre gesellschaftliche Bedeutung. Benjamin fokussiert auf die in der Schaufensterwelt eingeschlossene »Phantasmagorie«, die kollektivpsychologischen Versprechen, die mit der Ware verkauft werden. Ihre Auswirkungen betrachtet Benjamin als gesellschaftliche Restrukturierung der kulturellen Bourgeoisie, die im 19. Jahrhundert einer kritischen Transformation unterlaufe. Der Flaneur als neuer Interpret der Bilder der Warengesellschaft verbindet die Rezeption der subkutan überlieferten Versprechen der Vergangenheit mit einer Fortschrittshoffnung. Die Figur des Flaneurs ist eine personalisierte Allegorie der Moderne per se. Verdinglicht als Ware reproduziert er die moderne Phantasie, über sich selbst und über die Warenvielfalt bestimmen zu können. Zwischen der Veräußerung und der Aneignung der Umwelt balanciert der Flaneur über den in der Allegorie zusammengefassten Gegensätzen: Sehen und gesehen werden. Er verirrt sich in dem Gestrick der eigenen wie fremden Blicke, um sich dort zu verlieren und zu sich zu finden. Die Allegorie der Moderne realisiert somit die Ähnlichkeit des Labyrinths auf ihre Weise. Für den Moment der Erkenntnis sind deshalb begünstigende Umstände notwendig, eine sich nur flüchtig ergebende Gleichzeitigkeit von semantischen Potenzialen und erkenntnissubjektiver Arbeit.

Mit der »Einbahnstraße« hatte Benjamin (1955) verdeutlicht, in welcher Weise er seine erkenntnistheoretischen Ansatz umsetzen

wollte: »Ich habe nichts zu sagen. Nur zu zeigen« (Benjamin 1971, V: 574). Sicherlich inspiriert von der Montage der Literatur, die in den 1930er Jahren populär geworden war und die Benjamin nicht zuletzt in seiner Rezension von Alexander Döblins »Alexanderplatz« als ergiebig einstuft (ebd., III: 230-236), betrachtete er sein eigenes Vorhaben als ein Analogon. Seine Beschränkung auf »Dokumente« und die in Anbindung an soziologische Theoreme stehende Strukturierung der verarbeiteten Empirie grenzen das »Passagen-Projekt« als wissenschaftliches Unternehmen ab gegenüber der poetischen Odyssee Baudelaires »nach Reimbeute durch die Stadt« (ebd., I: 583) ab. Konstruiert wird die Verknüpfung theoretischer Thematik und dokumentierter Geschichte sinnbildlich anhand architektonischer Konstrukte wie dem Gerüst oder der Straße. Sie gelten ihm als adäquat für die Reflexion der modernen Wahrnehmungsordnung. In gleicher Weise bildet der New Yorker Central Park für Benjamins »Zentralpark« die städtebauliche Matrix, die textlich parallelisiert werden soll (ebd., I/2: 655-690). Die städtebaulichen Anleihen sollen eine größere Annäherung an die Räume der Realität ermöglichen. Benjamin koppelt die erkenntnistheoretische Strategie von dem Ziel des argumentativen Erkenntnisgewinns ab. Stattdessen tritt die »anschauliche Vergegenwärtigung von Bildern« (ebd., I: 217) in den Vordergrund. Benjamin wächst über Simmel in seinem erkenntnistheoretischen Vorgehen hinaus und modelliert die Textproduktion entsprechend den Formen der Wahrnehmung. Die Straße wird als ein die Wahrnehmung ordnendes Prinzip verstanden, in der sich Bruchstücke einer empfundenen Wirklichkeit aneinander reihen lassen.

In den 1990er Jahren wurden Benjamins Arbeiten zur Stadt stärker wahrgenommen und das »Passagen-Werk« wurde in seiner Unvollendetheit schließlich doch publiziert (Benjamin 2002). Graeme Gilloch (1996) bewies zudem, dass sich das vielfältige Forschungsinteresse und -vorgehen Benjamins sinnvoll in eine phänomenologische, mythologische, historische, politische und literarische Dimension strukturieren lässt. Die Schule Benjamins verknüpft in diesem Sinne makrotheoretische Gesellschaftsanalyse mit mikrosoziologischen Wahrnehmungsstrategien im Labyrinth der Stadt.

»CHICAGO SCHOOL« (1920-1940)

Auf der Suche nach Mr. Green verläuft sich ein weißer Kommunalbeamter im schwarzen Ghetto Chicagos. Ihm begegnet eine vollkommen unzugängliche Welt, die sich dem Beamten trotz besten Willens nicht erschließen will, selbst nachdem er Mr. Green sprechen konnte. Dies ist zusammengefasst der Inhalt einer Kurzgeschichte Saul Bellows (1999) über das Chicago der 1920er Jahre. Der amerikanische Schriftsteller hat in seinen Texten immer wieder ähnliche Erfahrungen geschildert, wie sie zu dieser Zeit viele Bewohner der ›Stadt der Winde‹ gemacht haben. Der spätere Literatur-Nobelpreisträger hatte an der Chicagoer Universität Soziologie studiert und dort mit jenen Stadtforschern Kontakt, die sich mit ihren Mitteln den Unübersichtlichkeiten des städtischen Wirrwarrs stellten. Wie Benjamin war die »Chicago School« von Simmel beeinflusst worden. Die amerikanischen Soziologen wurden primär von sozialen Fragen in der Stadtentwicklung Chicagos motiviert. Und sie betrieben nolens volens eine Professionalisierung sowie Institutionalisierung der Soziologie als Disziplin insgesamt.

Nicht der individuelle Flaneur, sondern das nach allgemeinen wissenschaftlichen Ansprüchen ausgerichtete Forschungsprojekt stand im Vordergrund ihres Schaffens. Teilweise unterstützt von der Stadtverwaltung, aber auch in ein Emanzipationsstreben gegenüber den Sozialreformern verstrickt, konnte das »Department of Sociology« mit vielen einzelnen Studien eindrucksvolle Einsichten in die Mechanismen sozialer Prozesse der Stadt erarbeiten. Dabei gelang es, die Soziologie insgesamt in der Forschungslandschaft zu etablieren. In den ›goldenen Jahren‹, von 1918 bis 1933, wurde der Schwenk von eher theoretisch geleiteten Untersuchungen städtischer Phänomene zu empirisch ausgerichteten Studien vollzogen. Entscheidend war dabei, dass sich das Institut personell sehr vielfältig zusammensetzte, wobei der aus dem Journalismus kommende Robert E. Park (1864-1944) eine zentrale Position einnahm (vgl. Lindner 1990). Die »Chicago School« schloss sich mit ihrem Programm eines *stadtsoziologischen Pragmatismus* den philosophischen Debatten um den amerikanischen Pragmatismus von Theoretikern wie James, Dewey, Mead und

Peirce an. Obwohl sehr unterschiedliche Positionen in diesen Diskursen zu Wort kamen, teilt die »Chicago School« den pragmatischen Anspruch, von abstrakten zu konkreten Aktionen zu kommen, bei denen multiple Wahrheiten und praktische Wirklichkeiten zu untersuchen sind. Der philosophische Hintergrund, vor allem in den Schriften von George Herbert Mead (1863-1931) formuliert, gab den Forschern aber zugleich die Aufforderung mit, sich nicht auf dualistische Konstruktionen, etwa sozial versus individuell oder subjektiv versus objektiv, einzulassen.

Theoretische Reflexionen finden im Rahmen der »Chicago School« auf der Ebene von »Mini-Theorien« statt, in großer Nähe zur empirischen Fundstelle. Jane Addams, Herbert Blumer, Ernest W. Burgess, Charles H. Cooley, Ellsworth Faris, Everett C. Hughes, William Ogburn, Robert Park, Clifford Shaw, Albion W. Small, W. I. Thomas, Louis Wirth und zahlreiche ihrer anderen Kollegen und Studenten haben einen riesigen Korpus an Studien hinterlassen.¹ Jede damals entstandene Arbeit hat eine wichtige Facette städtischen Lebens untersucht. Das Spektrum reicht von Kriminalität und anderem abweichenden Verhalten, städtischer Entwicklung, ethnischer Vielfalt, Rassismus, Medien und Stratifikation bis hin zu Fragen des kollektiven Handelns im Allgemeinen. Es ist daher zum Teil verfälschend, wenn man einzelnen Texten eine paradigmatische Bedeutung für die theoretische Grundlage der gesamten Schule zuschreibt. Dies geschieht oftmals mit Bezug auf den von Park formulierten Text »The City: Suggestions for the Investigation of Human Behaviour in the Urban Environment«. Der Autor hatte hier ein weitgefächertes Programm für die zukünftige Stadtforschung beschrieben. Es stellt sich allerdings die Frage, welche der durchgeführten Studien tatsächlich auf den dort formulierten wissenschaftspragmatischen Anspruch bezogen werden können. Gleiches gilt für den Artikel »The Ecological Approach to the Study of the Human Community« von Robert McKenzie (beide Texte in Park/Burgess 1984). Dort wird das Bemühen deutlich, das städtische Wachstum in einer strukturellen Weise auf die Moderne zu beziehen. In beiden Beiträgen wird ein sozialökologischer Ansatz (*human ecology*) vertreten, der Anleihen aus der Pflanzenmorphologie nimmt und das Entstehen von »natural areas« (ethnisch segregierte Stadttei-

le) mit Invasions-Sukzessions-Zyklen erklären will, die von Konkurrenz und Dominanz von Bevölkerungsgruppen als ordnenden Prinzipien gesteuert werden. Durch Selektions- und Segregationsprozesse wird es so dem Individuum bzw. Kollektiven ermöglicht, Überleben in der Großstadt zu sichern.²

Das Mosaik der städtischen Welten ist das eigentliche Forschungsfeld der »Chicago School«. Die Stadt ist, so Park, »a state of mind« (Park/Burgess 1984: 1). Die Größe der Stadt, die Menge der Menschen und die hohe Dichte, in der sie sich begegnen, schaffen das Umfeld für das Entstehen eines typisch städtischen Lebens. Mit den »Community Studies« werden neben den strukturalistischen Ansätzen psychologische Ansprüche an die Stadtsoziologie ausgearbeitet, denen es um die Erklärung der Interaktionen in der Masse und zwischen Fremden geht. Moralischer Zusammenbruch und Chaos werden als intrinsisches Phänomen der modernen Stadt anerkannt. Da strukturalistische und sozialpsychologische Zugangsweisen oftmals schwer integrierbar sind, wurde die »Chicago School« als ethnozentrisch, deterministisch oder konservativ kritisiert (vgl. Kurtz 1984: 21ff.). Trotz der – aus heutiger Sicht berechtigten – Vorbehalte gegenüber den biologischen Anleihen sollte die Vielzahl der Forschungen, welche die »Chicago School« im Dickicht der Städte unternommen hat, nicht auf diesen Aspekt reduziert werden. Jede Fallstudie verdient eine eigene Würdigung und aus vielen Erklärungsansätzen hat sich eine theoretische Weiterentwicklung ergeben.³ Diese haben als solche einen stadtsoziologischen Standard gesetzt, der jenseits der inhaltlichen Aktualität der Forschungsergebnisse Untersuchungen städtischen Lebens zunächst einmal darauf verpflichtet, ein ungeschminktes Bild der sozialen Welt zu schildern. Dabei ist der Ausgangspunkt die Institution und ihre Entwicklung: die »Taxi Driver Hall«, die *Gang*, die Zeitungen oder der Immobilienhändlerverein (vgl. Plummer 1997). Der Fokus der Studien wird vor allem danach ausgerichtet, in welcher Weise in diesen Institutionen Kontrolle ausgeübt wird. Motivation für die Stadtsoziologie, so vielleicht das Erbe der »Chicago School«, bleibt die moralische Besorgtheit sowie die Relevanz der Fragestellung, die Stadt als Laboratorium für die Moderne zu verstehen.

»Das Urbane gewinnt kosmische Bedeutung, umfasst die ganze Welt« (Henri Lefèbvre, *Die Revolution der Städte*, 1976).

Redet so ein strukturalistischer Betrachter städtischen Lebens, der sich mit Büchern wie die »Stadt im marxistischen Denken« (1975), »Die Produktion des Raumes« (1991) oder »Die Revolution der Städte« (1976) einen Stammplatz in der Stadtsoziologie erobert hat? Das Hauptanliegen Henri Lefèbvres lässt sich als Versuch verstehen, durch Revision eines zu deterministischen Verständnisses des Marxismus diesen mit Fragen der Stadtentwicklung zu verbinden. Ähnlich den Vertretern der »Chicago School« changieren seine Arbeiten zwischen abstrakter und konkreter, theoretischer und empirischer Betrachtung des Stadtlebens. Seine theoretischen Reflexionspole liegen allerdings eher in der *marxistischen Dialektik* (vgl. Lefèbvre 1980). Nach der Beschreibung von erfahrungs- und theoriegeleiteten Beobachtungen folgt die zwingende analytische Regression und die Einbindung in historisch generierte Strukturen. Zweifelsohne bedeutet diese Akzentuierung eine stärkere Theoretisierung. Diese benutzt Lefèbvre allerdings, um duale Antagonismen in seiner Analyse zu vermeiden. Stattdessen bemüht er oft dreifache Terminologien – etwa in der Musik: Melodien, Harmonien und Rhythmen –, um Differenz und Totalität von sozialen Erscheinungen zu verdeutlichen.

Wie Benjamin hat Lefèbvre über den Surrealismus seinen ersten Zugang zur Stadt gefunden. Durch die Doppelfunktion der Arkaden als Ort des Vergnügens und des Warentausches ließ er sich ebenso wie durch die nicht-funktionalistischen Architekturkonzeptionen der »Cobra-Gruppe« und der »Situationalist International« inspirieren (vgl. Stokvis 1988). Doch Lefèbvre ist der Meinung, dass diese Künstler die Stadt zu individualistisch und theatralisch betrachteten. Ihm fehlte der Bezug zu den gesellschaftlichen Entwicklungen, die er in Auseinandersetzung mit Heideggers oberflächlicher Apologetik des Landlebens entwickelte. Für Lefèbvre konkretisierte sich im Städtischen nicht ein Wi-

derspruch zu ruralen Lebensweisen, sondern die Auflösung des Stadt-Land-Antagonismus in eine neue Vergesellschaftungsform. Bis in die 1960er Jahre hinein teilte er den avantgardistischen Glauben an eine neue Form des Urbanismus. Zur Sicherung seines Lebensunterhalts beteiligte sich Lefèbvre an Marktforschungen und Feldstudien, wodurch er »ein richtiger Soziologe« wurde (Kofman/Lebas 1996: 16). Durch eine Vielzahl von empirischen Studien entwickelte er eine Analyse der städtischen Krise in den 1960er Jahren. Damals wurden die Innenstädte erneuert und die Hochhaussiedlungen am Stadtrand erbaut, wodurch wesentliche Elemente städtischen Lebens – die Möglichkeit der Begegnung, insbesondere mit dem Fremden, der Darstellung von differenten Lebensstilen und die Vorherrschaft von Gebrauchs- gegenüber Austauschwerten in der Nutzung von Räumen – zerstört wurden.⁴

Bezugspunkte seiner strukturalistischen Analyse der Stadt stellen ökonomische Begriffe wie Kapitalinvestitionen, Profit, Mehrwert, Löhne und ungleiche Entwicklung dar, die Lefèbvre um eine Theorie der *Zirkularität der Kapitalakkumulation* erweiterte (Lefèbvre 1976). Während in einem ersten Zyklus beispielsweise in der Automobilproduktion primäre Wirtschaftsprozesse (Produktion, Verkauf, Investitionen etc.) stattfinden, wird in der Immobilienwirtschaft ein zweiter Zyklus der Kapitalverwertung erschlossen. Hier entwickeln sich eigene soziale Interaktionen und ein spezifisches Raumverhalten, das der Stadt inhärent ist. Deshalb ist es möglich, dass trotz der im *ersten* Zyklus gleichen Produktionsverhältnisse in einem *zweiten* Zyklus Objekte geschaffen werden, die zur Differenz zwischen den Städten führen. Die Erfahrung der unterschiedlichen Stadtbilder auf der Ebene des *dritten* Zyklus ergibt sich aus der Tatsache, dass sich im zweiten Zyklus Raumverhalten und -struktur gegenseitig beeinflussen können. »Urbanität« wäre in diesem Sinne als die spezifische Aneignung und Schaffung von Raumstrukturen durch ein jeweils differenziertes Raumverhalten innerhalb des zweiten Kapitalverwertungsprozesses zu verstehen. Durch diese Sichtweise ist es Lefèbvre möglich, die Differenzen in der Ausgestaltung urbanen Lebens zwischen den einzelnen Städten und ihrem *Genius Loci* anzuerkennen und gleichzeitig die gemeinsamen wachstums- und

krisengenerierenden Verwertungsprozesse von Kapital und Arbeit hervorzuheben.

Lefèbvre hat viele nachfolgende theoretische Arbeiten direkt oder indirekt beeinflusst, dennoch ist erst in den letzten Jahren ein gewisses ›Revival‹ seiner Ansätze feststellbar. Insbesondere durch Edward Sojas Buch »Thirdspace« (1996) wurde der Versuch Lefèbvres, die Stadt als eine vermittelnde Instanz zwischen makrogesellschaftlichen Strukturen und mikrogesellschaftlichem Handeln zu verstehen, wieder aufgegriffen. Folgerichtig wurde Lefèbvres Werk für den angloamerikanischen Sprachraum übersetzt (Elden 2004) und auch in Deutschland sind neue Arbeiten über die theoretischen Konzepte des französischen Stadtforschers entstanden (vgl. z.B. Schmid 2002).